

Torsten Meyer

Virtualien, Natives, Fort*–Bildung

Liebe Kollegin, lieber Kollege aus dem Sachunterricht

Im Folgenden mute ich Dir etwas zu. Ich mute Dir erstens zu, einen Text zu lesen, der – zumindest teilweise – eigentlich gar nicht für Dich bestimmt war. Zweitens mute ich Dir ein Thema zu, von dem Du vielleicht gar nichts wissen willst. Und Drittens mute ich Dir eine vermutlich ungewöhnliche Form von Text zu, in der ich mir – entschuldige das nachträglich – anmaße, Dich zu duzen. Zumutungen dieser Art lassen sich (mit ein bisschen Phantasie) auch so verstehen: Dass ich Dir das *zu mute*, ist nicht nur eine Zumutung, sondern auch *Zuweisung von Mut* (sich, auch wenn es ungewöhnlich ist, damit auseinanderzusetzen).

Der erste Teil des Textes wurde geschrieben für eine Kolumne in der Zeitschrift des BDK – Fachverband für Kunstpädagogik e.V. Seit Ausgabe 3/2000 schreibe ich für die BDK-Mitteilungen kleine Essays unter dem Titel „e-mails from <http://kunst.erzwiss.uni-hamburg.de>“. Die immer als Korrespondenzen mit einer gewissen „D.“ formulierten Texte kreisen zumeist um das Thema „Neue Medien“ und Kunstpädagogik.

Die Adressatin habe ich mir von Jacques Derrida geborgt. In seinen „Postkarten von Sokrates bis an Freud und jenseits“ schreibt er an eine ominöse D.: „Du würdest einen LiebesBrief lesen, ein bißchen retro, den letzten der Geschichte. Aber Du hast ihn noch nicht bekommen. Ja, mangels oder wegen übermäßiger Adresse eignet er sich, in alle Hände zu fallen: eine Postkarte, ein offener Brief, wo das Geheimnis erscheint, aber unentzifferbar. [...] sie macht aus Dir, was Du willst, sie nimmt D., sie lässt D., sie gibt D.“¹

Als Arbeitshypothese unterstelle ich ein „Du“. D., das heißt Du, Dich, Dir usw. Ich stelle mir (und Dir) also D. vor als eine Kollegin aus der Kunstpädagogik, mit der ich seit Jahren „auf Du“ bin. Vielleicht haben wir zusammen studiert oder kennen uns von irgendwelchen Fachtagungen o.ä. D. ist Fachfrau auf Ihrem Gebiet, mit reichlich Unterrichtserfahrung und mit allen fachdidaktischen Wassern gewaschen.

Aber D. ist eben auch eine „übermäßige Adresse“. Was ich ihr zu sagen habe, betrifft nicht nur die Kunstpädagogik. eMails an D. eignen sich in alle Hände zu fallen. Und nun ist eine in Deine Hände gefallen.

From: herrmeyer@uni-hamburg.de
Date: 29 November 2002 21:14
To: d@somewhere.net
Subject: Virtualien, Grund, Schule, Fort*–Bildung

Liebe D.,

es ist – ich weiß es ja – nicht Deine Adresse. Erstens bist Du keine Gundschullehrerin und hättest Dich darum nicht mal „theoretisch“ in mein Seminar „Grundschulpädagogik und Neue Medien“ verlaufen und zweitens sind ohnehin die wenigsten KollegInnen, die in der Grundschule während der zwei Wochenstunden pädagogisch aktiv sind, die im Stundenplan mit „Kunst“ bezeichnet werden, Kunst-Pädagogen – zumindest im qua Ausbildung professionellen Sinn. Es wird „fachfremd“ unterrichtet. Und die „Fachfremden“ lesen vermutlich unsere Fach-Zeitschrift – und somit auch unsere Korrespondenz – nicht. Ich schreibe also in den leeren Raum hinein, ich habe keine direkten Adressaten.

Trotzdem, in der Grundschule geht es – das sagt schon die Bezeichnung – um den „Grund“, auf dem Du als „weiterführende“ Lehrerin baust. Es könnte – verzeih, ich meine sogar: sollte – darum auch Dich interessieren. Auch weil es um die „Basis“ des pädagogischen Tuns geht. Ich will Dich – Du ahnst es – überreden, ein paar Gedanken zu riskieren, die mich anlässlich meines derzeit laufenden Seminars umtreiben.

Wenn Du den Begriff der „Grundschule“ ernst nimmst, wird deutlich, dass in der entsprechenden Entwicklungsphase Grund legende Kenntnisse und Kompetenzen erworben werden (sollten), die als Basis, als Fundament dienen sollen. Ein Fundament lässt sich im Nachhinein nicht mehr austauschen oder in wesentlichen Aspekten korrigieren. Dem Fundament sollte deshalb einige Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Der Anspruch an ein solides Fundament wird bislang als wesentlich erfüllt gesehen mit der Vermittlung von so genannten „Kulturtechniken“. Dazu zählen Lesen, Schreiben und Rechnen – bisher jedenfalls. Drumherum –

oder wie manche meinen: „zum Ausgleich“ – gibt es dann noch z.B. den so genannten „Kunstunterricht“, quasi zur Kompensation, zum Ausruhen des durch die Kulturtechniken allzu stark geforderten kindlichen Hirns.

Die wichtigsten Fächer der Grundschule sind darum also Deutsch und Mathematik. Und vielleicht noch ergänzend der Sachunterricht. Wegen des – das ist curricular-historisch nicht uninteressant – „Sputnik-Schocks“. Ich weiß nicht, ob Du das weißt: wir, unsere Generation war so ungefähr die erste, bei der diese weltpolitischen Vorkommnisse bis in die Grundschullehrpläne hineinwirkten. Weil die UdSSR zuerst im All war und damit ein Vorsprung im Bereich der Naturwissenschaften befürchtet wurde, hat man für uns diese Naturwissenschaftsprädeutik in Form des „Sachunterrichts“ erfunden.

Vorher hieß das so genannte „Realienfach“ meist „Heimatkunde“, was angesichts der nun aktuellen weltpolitischen Vorkommnisse auch nicht uninteressant ist. Anlässlich der (recht blauäugigen) Hoffnungen auf ein „global village“ könnte man ja noch einmal mit geänderten Vorzeichen über „Heimat“ nachdenken.

Aber nun zur Sache: Worüber ich mit den Studierenden in meinem Seminar nachdenken möchte, ist: Wird es nicht Zeit für ein „Virtualienfach“?

Virtualien

Wenn ich über „Grundschulpädagogik und Neue Medien“ nachdenke, geht es mir eher weniger darum, irgendwelche Anlässe dafür zu erfinden, Grundschüler vor Computer zu setzen. Zwar glaube ich nicht (wie manche Bewahrpädagogen), dass das prinzipiell schadet, aber ich glaube auch nicht, dass das prinzipiell nützt. Oder dass das die einzige Möglichkeit wäre, Kinder auf das vorzubereiten, was Ihnen im so genannten „Medienzeitalter“ blüht. Ich könnte mir sogar vorstellen, dass diese beizeiten zu beobachtende Tendenz zum „Irgendwas-Hauptsache-mit-der-Maus-Machen“ dem eher hinderlich ist, weil dabei in der Regel die Geräte und der Umgang mit deren (von einigen wenigen großen Software-Unternehmen diktierten) Bedienungsoberflächen im Vordergrund stehen.

Ich ziehe es vor, wenn es um die Herausforderungen dessen geht, was mit dem Schlagwort „Medienzeitalter“ gemeint ist, von „Neuen Medien“ im Singular zu reden: Es gibt seit ein paar Jahren „neue Geräte“, deren Auftauchen sicherlich nicht nur zufällig zeitlich korreliert mit dem, was als „Globalisation“ oder besser – weil ja nicht der Globus, sondern die Welt gemeint ist – als „Weltweit-Werden“ (W.W.W., „mondialisation“, ich hatte Dir davon geschrieben in der letzten mailⁱⁱ) herumgeistert. Und dies, das Weltweit-Werden – W.W.W. – könnte man in dem Sinne ein „Neues Medium“ nennen, wie man sagt, Fische leben im „Medium“ Wasser.

Wenn das Produkt unserer pädagogischen Anstrengungen weiterhin eine „Teilhabe-Qualifikation“ bleiben soll – eine „Eintrittskarte“ in das „Neue Medium“ gewissermaßen –, dann stellt sich angesichts dessen die Frage, ob der traditionelle Werkzeugkasten Grundlegender „Kulturtechniken“, mit dem die Fische im Wasser schwimmen und wir in unserem „Alten Medium“ lesen, schreiben und rechnen gelernt haben, weiterhin als ausreichend angesehen werden kann. Das „Neue Medium“, das weltweit-werdende kulturelle und soziale Ganze wird unter den Vorzeichen einer multikulturell-pluralistischen, postkolonial-heterogenen, divers-demokratischen und gerätetechnisch auch noch telematisch strukturierten „Weltgesellschaft“ so etwas wie der Plural dessen sein, was wir gewohnt sind als „das Ganze“ zu denken. Wir können es nicht wirklich denken. Du kannst, auch wenn Du „drin“ bist (B. Becker), ebenso wenig sagen, was es ist, wie Dir ein Fisch sagen kann, was Wasser ist, oder Platons Höhlenbewohner, was eine Höhle ist. Es gibt kein Außen, zu dem Du es in Beziehung setzen könntest. Wir sind immer „drin“, aber ahnungslos. Den Plural des Ganzen gibt es nur als Imagination – ich schrieb Dir das schon – als Traum z.B., wie Hans Blumenberg für das didaktische Problem in Platons Höhlengleichnis vorschlug.ⁱⁱⁱ Den Höhlenbewohnern müsste zuerst erklärt werden, was eine Höhle ist, bevor man Ihnen sagen kann, sie befänden sich in einer solchen. Aber das ist schwierig, weil sie die Höhle für „das Ganze“ halten (müssen). Und zum „Ganzen“ gibt es kein „Außen“ und keinen Plural.

Möglichkeiten

Für eine Eintrittskarte in das „Neue Medium“ wird – so meine Vermutung – neben der Lese-, Schreib- und Rechenkompetenz so etwas wie eine „Virtualisierungskompetenz“ als Grundlegende Kulturtechnik nötig sein. Versteh das nicht falsch, ich will mich nicht an der momentanen Inflation von angeblichen Kulturtechniken beteiligen. Ich meine damit ganz im Ernst eine Form, sich Wissen anzueignen und damit umzugehen. Eine Kompetenz, die es erlaubt, Möglichkeiten zu denken. Die Möglichkeit einer Höhle zum Beispiel. Einen „Möglichkeitssinn“ könnte man das auch nennen (mit Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“^{iv} im Hinterkopf).

„Virtuell“ bedeutet so etwas wie „der Möglichkeit nach“. Der Begriff wird gebraucht, um zu sagen, dass etwas zwar nicht so real ist, wie das, was es zu sein scheint, aber der



Ehrlich, ich versteh' absolut null von Technik. Jetzt hat schon meine Frau gesagt, wir müssen endlich ins Internet. Und jetzt sitz' ich hier mit dem Kram. Dabei bin ich doch gar kein Tekki ... Haaaaäh? Bin ich da schon drin oder was?



Ich bin drin! Das ist ja einfach ... [...] Drin! (Boris Becker im Werbespot für AOL 1999)

Möglichkeit nach zumindest eine Ähnlichkeit in Funktionalität oder Struktur hat. In Zusammenhang mit den „Neuen Medien“ wird „virtuell“ auch gern im Sinne der Erzeugung einer Illusion gebraucht: Ein virtueller Raum, der durch ein Computerprogramm erzeugt wird, ist die Illusion – vielleicht auch Imagination – eines Raumes (auf/in dem Bildschirm) oder die Möglichkeit eines nicht wirklichen Raumes (z.B. einer Höhle), der dann zwar nicht wirklich ist, aber dennoch wirkend.

Fort*–Bildung

Du kannst es auch Fort*–Bildung nennen, mit diesem Sternchen am Fort*, das immer, wenn Fremdsprachler Sigmund Freuds Fort-Da-Spiel^v zitieren, auf die Anmerkung des Übersetzers verweist: „Deutsch im Original.“ Und mit einem Gedankenstrich zur Bildung.

Voraussetzung für die Möglichkeit, den Plural des Ganzen denken zu können, ist, dass Du das Fort* denken kannst. Das, was nicht (unmittelbar) da* ist, was nur „virtuell“ ist, nur möglich, nur wesend, aber nicht anwesend. Und zwar auch, wenn es noch nie anwesend war.

Stell Dir vor, Du wärst Grundschullehrerin. Du würdest der Klasse sagen, Du würdest nun gern mal sehen, wie gut sie alle schon lesen können. Dann schreibst Du das Wort „NEIN“ an die Tafel und fragst einen der Schüler: „Kannst Du mir das mal vorlesen?“

Sie werden Dich lieben – Frau D. ist immer so lustig... (Herzlichen Dank an dieser Stelle an den „fachfremden“ Kollegen Wolfgang Steinhofer, der auf diese Weise neben mir auch meine Tochter nachhaltig erfreute).

Was denkst Du, würden sie sagen oder versuchen zu sagen, wenn Du sie fragst, warum sie so lachen? Sie werden es nicht sagen können. Natürlich nicht. Auch Du und ich müssten um Worte ringen, würden Metaphern gebrauchen, Wortbilder, Bilder. Aber verstehst Du? Sie müssen es gar nicht sagen können. Mit der „Imagination einer Höhle“ ist schon ein Stück Fundament gelegt.

Ein anderes Beispiel, nun doch mittels „neuer Geräte“: Den Auslöser hatte ich Dir schon einmal geschildert.^{vi} Ich hatte ein paar Playmobilfiguren meiner Kinder auf den Scanner gelegt und zu einem Bild collagiert. Als meine damals 4-jährige Tochter das Bild auf dem Display des Notebooks sah, fragte sie, ob ich „die da rein gemacht“ hätte. Ich bejahte und sie rief: „Hol die da wieder raus!“



Sie dachte, ihre Playmos wären nun weg. Nicht fort*, sondern so richtig weg. So, dass sie nun nicht mehr mit ihnen spielen könnte. Damit sie bezüglich dieses Bildes ein Fort* bilden konnte, zeigte ich ihr und ihren Schwestern das Scanverfahren (und dass die Playmos doch noch da* waren, untern dem Deckel des Scanners). Wir legten verschiedene Dinge auf den Scanner und „machten sie rein“ (in den Computer). Unter anderem ließen sich die Kinder auch Körperteile „ab-scannen“, die Große sogar das Gesicht, die Kleinen vorsichtshalber vorerst nur die Hände. Aus einer ab-gescannten Kinderhand machte ich nach dem Vorbild Olia Lialinas^{vii} einen „Screencleaner“. Du kannst es anhand des angehängten Bildes nur ahnen: Wenn Du auf- und abscrollst, bewegt sich die Hand und säubert den Bildschirm – von innen.



Wenn die Kinder darüber lachen können, weil das eigentlich nicht geht, weil das eigentlich nicht möglich ist, wenn diese abstruse Möglichkeit (fast) wirklich, wirkend geworden ist, dann hast Du ein Fort* gebildet und damit – denke ich – ein ganz wesentliches Stück Fundament gelegt.

Herzlichst, Dein herrmeyer

From: herrmeyer@uni-hamburg.de
Date: 1. September 2006 11:14
To: d@somewhere.net
Subject: update

Liebe D.,

Wie die Zeit vergeht ... Erinnerst Du noch, was ich Dir 2002 schrieb? Ich hatte es gerade wieder herausgekratzt, weil die Kinder – die „Kleinen“, von denen ich da berichtete – vergangene Woche erneut eingeschult wurden. Diesmal aber ohne Schultüte. Das wäre was für „die Kleinen“, meinten sie: „Peinlich!“ – Die Grundschule haben sie jetzt hinter sich gelassen. Die Fundamente sollten gelegt sein.

Ich hoffe, die Fundamente sind gelegt. Und dass es die richtigen Fundamente sind. Sicher bin ich mir nicht. Das soll nicht heißen, dass ich an meinen Kindern zweifeln würde. Ich zweifle vielmehr, ob ich das überhaupt beurteilen kann. Ich bin, wie Du, ein *digital immigrant*. Meine Kinder hingegen gehören zur Generation der *digital natives*. Sie sind mit diesen immer noch so genannten „Neuen Medien“ aufgewachsen. Du weißt, die *e-oder i-Generation*, *Generation @* oder – lustig in unserem Zusammenhang – *Generation D.* (für „digital“). Der Begriff „Neue Medien“ sagt ihnen gar nichts. Was wir noch immer für „Neue Medien“ halten, war für sie schon immer da. Meine Kinder sind *digital native*. Sie sind Eingeborene der inzwischen durchdigitalisierten Welt.

Drin 2.0, digital native

Es war klar, dass das so kommen würde. Auch damals schon, in den späten 1990ern, als wir uns gerade mit Boris Becker freuten, endlich „drin“ zu sein, und meinten (weil wir uns so schwer taten mit den neuen Gerätschaften) den Kindern eine als „Medienkompetenz“ getarnte Gerätebedienkompetenz vermitteln zu müssen. Auch damals war klar, dass es irgendwann eine Generation geben würde, denen das Attribut *neu* im Zusammenhang

mit den Dingen, die sie täglich umgeben, nichts mehr sagt. Sie sind auf eine Weise „drin“, die wir uns nicht wirklich vorstellen können.

Die Formulierung *digital native* habe ich bei Marc Prensky aufgeschnappt: „Our students today are all ‚native speakers‘ of the digital language of computers, video games and the Internet.“^{viii} Er meint damit nicht nur, dass diese Generation kein Problem damit hat, die Sprache der Benutzerschnittstellen digitaler Gerätschaften zu verstehen. „The Language of New Media“ (so der Titel von Lev Manovichs vieldiskutiertem und sehr lesenswertem ersten Versuch einer „systematischen und rigorosen Theorie der Neuen Medien“^{ix}) umfasst weit mehr.

Mit der vermeintlich territoriale oder nationale Grenzen unterstellenden Metapher vom *native speaker* vs. *immigrant* macht Prensky drastisch deutlich, dass Kultur nicht nur national, sondern auch temporal begrenzt gedacht werden kann: So wie alle Immigranten lernen zwar auch *digital immigrants* sich an ihre neue Umwelt anzupassen, aber sie behalten doch bis zu einem gewissen Grad immer einen *Akzent* (als „foot in the past“). Der *digital immigrant accent* wird zum Beispiel „hörbar“, wenn eMails zum Lesen ausgedruckt werden oder dabei überhaupt noch an Papier und Briefkästen gedacht wird.^x Die Generation der *digital immigrants* ist anders sozialisiert als die ihr folgende und sie ist im Moment dabei, eine neue Sprache – The Language of New Media – zu lernen. Aber der Zweitspracherwerb – das zeigen psycholinguistische Untersuchungen – findet in anderen Hirnregionen statt als der Erwerb der Muttersprache.

(Die Gegenüberstellung von *digital natives* und *immigrants* ist zunächst nur eine Hypothese, eine Metapher, die drastisch deutlich machen soll, worum es hier geht. Wenn wir das aber probenhalber ernst nehmen, dann könnten wir – entschuldige den abstrus wirkenden Exkurs – die aktuellen Migrationsdebatten auch auf die Digital-Kultur beziehen, mit ungewöhnlicherweise verdrehten Vorzeichen jedoch: Die Migranten sind wir, D. und ich. Denk das mal weiter ... vielleicht wird an die Stelle des „Computerführerscheins“, der im Moment die so genannte „Medienkompetenz“ nachweisen soll, demnächst ein Einbürgerungstest treten, wie wir ihn aus den USA, aus Kanada, aus Baden-Württemberg und (gerade in Vorbereitung) aus Hessen kennen. – Vielleicht werden Digital-Immigranten demnächst zu mündlichen oder schriftlichen Prüfungen verpflichtet, die minimale Kenntnisse sichern sollen in Bezug auf die Werte, die Geschichte, die freiheitliche Grundordnung und die Kultur des Neuen Mediums.)

Medienkompetenzen, Kulturtechniken

Stell Dir vor, wir würden von Büchern noch immer als „Neuen Medien“ reden! – nach 20 Generationen von *Gutenberg natives* ... Dass auch Bücher einmal „Neue Medien“ waren, haben wir im Digital- und Cyber-Hype der letzten Jahre vergessen. Aber wir haben es sozusagen *in die Struktur hinein vergessen*.

Wir können uns, weil wir aufs Engste mit der Buchkultur vertraut sind, nicht mehr vorstellen, wie sich eine orale Kultur quasi von *Innen* anfühlt, was es heißt, wenn das Wissen nur mündlich, durch Erzählungen, Märchen usw. tradiert werden kann, weil es der Normalfall ist, dass die Rezipienten nicht schriftkundig sind (dass evtl. das Fernsehen eine Ahnung davon vermitteln kann, überspringe ich hier. Es gibt in der Schule auch kein Fach, das die Kulturtechnik des Fernsehens vermittelt).

Wir können uns zwar abstrakt vorstellen, dass es ohne Gutenbergs Erfindung und die daraus folgende Möglichkeit, Bücher in Masse produzieren zu können, keine Notwendigkeit gegeben hätte, die Bibel in für die Rezipienten verständliche Sprachen zu übersetzen, dass es deshalb vermutlich keine Reformation gegeben hätte, dass es wohl auch keine Aufklärung gegeben hätte usw. An die Grenze unserer Vorstellungskraft kommt möglicherweise (berufsbedingt), dass es gar keine Notwendigkeit für eine Alphabetisierung der Bevölkerung gegeben hätte, weil das Medium Buch ohne maschinelle Vervielfältigung so knapp verfügbar geblieben wäre, dass es gar keinen Sinn gemacht hätte, dass allzu viele Menschen über die Medienkompetenz (und inzwischen Grund legenden Kulturtechnik) des Lesens verfügen, dass – folglich – auch die Idee einer Schule für alle, die eben diese Medienkompetenz vermittelt, wohl gar nicht erst aufgekomen wäre.

Das können wir uns theoretisch vorstellen und nach den Regeln der Logik Schlüsse daraus ziehen. Aber wie sich eine orale Kultur von *Innen* angefühlt hat, wie das *eigene* Denken unter den Bedingungen der Oralität funktioniert, das zu verstehen, verhindert unser auf Buch, d.h. auf Ding gewordenen Wissen fixierter Horizont. Und – das macht mich unsicher, wenn ich die Qualität der Grundlegenden Bildung meiner Kinder zu beurteilen versuche – ebenso, verhindert der Buchkultur-Horizont, dass wir uns wirklich vorstellen können, wie sich eine Digitalkultur – um in der Beckerschen Metaphorik zu bleiben – von *Innen*, wie sich das *eigene* Denken unter den Bedingungen der aktuell (noch) „Neuen Medien“ in, sagen wir, 20 Jahren angefühlt haben wird. – Und welche Fundamente dann im Rückblick die besten gewesen wären.

Science Fiction

Das Neue – so könnte man sagen – ist prinzipiell nicht Sache der Schule, jedenfalls nicht als Gegenstand des Unterrichts. Sie hat andere Aufgaben. Die Schule ist einer jener Orte, deren expliziter Zweck es ist, den Kommunikationsprozess am Laufen zu halten, der die Übertragung von im Gedächtnis einer Generation enthaltenen Informationen in das Gedächtnis der nächsten erlaubt.^{xi} Das hat Schule zum Beispiel mit einer anderen Bildungs-

institution, dem Museum, gemein. Es geht um die Weitergabe von als kulturell bedeutsam erachteten Inhalten, um die Tradition dessen, was sich kulturell bewährt hat und deshalb als des Bewahrens wert angesehen wird. Mit ihren Schulen bewähren und bewahren sich Kulturen.

Andererseits: Schule hat eine ganze Menge zu tun mit dem Neuen, mit Zukunft – mit dem Ungewissen, Unvorhersehbaren, mit dem Möglichen. Die neue Generation, die neuen Subjekte sind zunächst einmal Projekte, Entwürfe.^{xii}

Wenn nicht für die Schule, sondern für das Leben gelernt – und gelehrt – wird, müssen pädagogische Anstrengungen auf Teilhabequalifikation für eine Gesellschaft zielen, die es noch gar nicht gibt. Schüler müssten immer die sein, die sie gewesen sein werden. Welche Qualifikationen, welches Wissen, welches Können sie zukünftig gebraucht haben werden, können wir immer nur ahnen.

Das war schon immer und ist prinzipiell so. Mit „Neuen Medien“ hat das nicht unmittelbar zu tun. Wenn sich jedoch abzeichnet, dass „Neue Medien“ zu neuen Kulturtechniken führen, gewinnen unsere Ahnungen einige Brisanz. Bei der 2002 geäußerten Ahnung einer notwendigen „Virtualisierungskompetenz“ bleibe ich. Die Frage nach dem zuständigen Fach zu stellen, ein Realien- oder ein Virtualienfach, halte ich inzwischen allerdings für überflüssig. Die Schule wird sich sehr grundsätzlich verändern müssen, vielleicht in einem ähnlichen Ausmaß, wie das der Fall war, als das letzte Mal ein „Neues Medium“ eine neue Kulturtechnik hervorgebracht hat. Disziplinäre Grenzen sind da vermutlich eher hinderlich, vielleicht ohnehin obsolet.

Liebe D., ich breche hier ab. Es geht auf den Abend zu. Meine große (16-jährige) Tochter wird gleich noch einmal auf den Schulhof gehen, um sich mit Ihren Freundinnen zu treffen. Das macht sie jeden Abend so. Ab ca. 20 Uhr macht sie es sich dazu im Sessel bequem, klappt den Laptop auf und geht online: Ihre Freundinnen warten dann meist schon im Chat bei *myspace* oder *msn*. Was wir immer noch als Virtualien denken, sind für die *digital natives* längst Realien. Was wir vor kurzem noch als Cyberspace bezeichneten, ist bewohnbar geworden.^{xiii}

Herzlichst, Dein herrmeyer

(Endnotes)

-
- ⁱ Derrida, Jacques: Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits. 1. Lieferung: Envois/Sendungen. Berlin: Brinkmann & Bose, 2. Aufl. 1989, Klappentext
- ⁱⁱ Jacques Derrida will auch in der deutschen Übersetzung seiner „L'Université sans condition“ bei dem französischen Wort für „Globalisierung“ bleiben: mondialisation. Und darum steht in „Die unbedingte Universität“ zumeist als genauere nachträgliche Bestimmung hinter dem Wort mondialisation eben dieses Weltweit-Werden. Derrida schreibt, er behalte das französische Wort bei, weil er den Bezug auf eine »Welt« [monde, world, mundus] aufrechterhalten will, die weder der Kosmos, noch der Globus, noch das Universum ist. Vgl. Meyer, Torsten: e-mails from <http://kunst.erzwiss.uni-hamburg.de> (8). subject: D-learning. In: BDK-Mitteilungen/4/2002, S. 39-41 und Derrida, Jacques: Die unbedingte Universität. Frankfurt/M: Suhrkamp 2001, S. 11
- ⁱⁱⁱ Blumenberg, Hans: Höhlenausgänge. Frankfurt/M: Suhrkamp 1996, S. 185ff
- ^{iv} Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Erstes und zweites Buch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 17. Aufl. 2003
- ^v Zum Fort-Da-Spiel vgl. Freud, Sigmund: Jenseits des Lustprinzips. In: Studienausgabe, hrsg. von Alexander Mitscherlich u.a.. Frankfurt a.M.: Fischer, 10. Aufl. 1969-1975, Bd. III, S. 213-272, S. 224ff
- ^{vi} Meyer, Torsten: e-mails from <http://kunst.erzwiss.uni-hamburg.de> (3). subject: Überleben, Drin-Sein, Fach für Schnittstellen. In: BDK-Mitteilungen 1/2001, S. 36-37
- ^{vii} Heiko Idensen berichtet: »Am 13 Jan 1997 03:03:54 ging eine seltsame Nachricht in der nettime Mailing-List herum: „if you want me clean your screen, scroll up and down.“ Ging man zu der angegebenen Adresse, erschien eine (lebensgroße) Hand auf dem Bildschirm, die langsam immer deutlicher wird. In der Mitte der Handfläche ist eine (russische) Briefmarke aufgeklebt. Im unteren Rand des Browsers läuft immer wieder derselbe Text: „if you want me clean your screen, scroll up and down.“ Nimmt man (endlich) die Aufforderung wörtlich, so hat man in der Tat eine sehr eigenartige „Live-Animation“ auf dem Bildschirm langsam wischt wirklich die Hand (von innen) den Bildschirm entlang – gleichzeitig ist man im Universum von Olia Lialina gelandet, aus dem man so schnell nicht wieder (unbeschadet?) herauskommt. Klickt man auf die russische Briefmarke, ist man schon dabei, eine unüberlegte und unvernünftige email abzuschicken: „thank you for you engagement in trying to clean my screen! but: you try to clean from *inside* (i think there was no dust at all – from the inside of the machine?)“ Die Antwort kommt prompt (fast sofort): „no, trust me, dust inside the computer is invisible and only my magic hand can help.“« (Idensen, Heiko: Stoßen/Ziehen/Interagieren? <http://www.heise.de/tp/deutsch/special/film/6124/2.html> (5.8.2000))
- ^{viii} Prensky, Marc: Digital Natives, Digital Immigrants. In: On the Horizon, NCB University Press, Vol. 9, No. 5, October 2001. Siehe auch: <http://www.marcprensky.com/writing/Prensky - Digital Natives, Digital Immigrants - Part1.pdf>
- ^{ix} Manovich, Lev: The Language of New Media, Cambridge/London: MIT Press 2001
- ^x Vgl. Prensky, ebd., S. 2 (pdf). Neben weiteren Beispielen „digitaler Immigration“ in Prenskys Text findet sich auf Beat Doebeli Honeggers Website eine ganz amüsante Sammlung: <http://wiki.doebe.li/Beat/IsaDigitalImmigrants>.
- ^{xi} Vilém Flusser sieht in der „Paideia“, so bezeichnet er den „Prozess, der die Übertragung von im Gedächtnis einer Generation enthaltenen Informationen in das Gedächtnis der nächsten erlaubt“, die „Kernfrage der menschlichen Kommunikation überhaupt.“ Vgl. Flusser, Vilém: Vorlesungen zur Kommunikologie. In: Ders.: Kommunikologie. Frankfurt/M: Fischer, 2. Aufl. 2000, S. 235-351, S. 309
- ^{xii} Vgl. Flusser, Vilém: Vom Subjekt zum Projekt. Menschwerdung, hrsg. von Bollmann, Stefan; Flusser, Edith, Frankfurt/M: Fischer 1998
- ^{xiii} Vgl. das FAZ-Feuilleton, Andreas Rosenfelder: „Web 2.0. Das Internet ist bewohnbar geworden“ (<http://www.faz.net/s/Rub4C34FD0B1A7E46B88B0653D6358499FF/Doc~E042F95E7CF414201ACCDEA03E54153B3~ATpl~Ecomon~Scontent.html>)